

Thorner Presse.



Abonnementspreis

für Thorn nebst Postfracht frei ins Haus: vierteljährlich 2 Mark, monatlich 67 Pfennig pränumerando.

für Auswärts frei per Post: bei allen Kaiserl. Postanstalten vierteljährlich 2 Mark.

Ausgabe

täglich 6 1/2 Uhr abends mit Ausschluß der Sonn- und Feiertage.

Redaktion und Expedition:

Katharinenstraße 204.

Insertionspreis

für die Spalte oder deren Raum 10 Pfennig. Inserate werden angenommen in der Expedition Thurn Katharinenstraße 204, Annoncen-Expedition „Invalidentant“ in Berlin, Saasenstein u. Bouler in Berlin und Königsberg, M. Dufes in Wien, sowie von allen anderen Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes. Annahme der Inserate für die nächstfolgende Nummer bis 1 Uhr Mittags.

Nro. 6.

Freitag den 8. Januar 1886.

III. Jahrg.

X Unsere Kolonialpolitik.

Der „Export“, das Organ des Zentralvereins für Handelsgeographie, behandelt in einem Artikel „Zur Jahreswende“ die bisherige Entwicklung unserer Kolonialpolitik. Die Heranziehung des Kleinkapitals zu kolonialpolitischen Unternehmungen wird verworfen, gleichzeitig aber hinzugefügt: Im Ganzen und Großen ist der deutsche Kleinkapitalist, d. h. der deutsche Mittelstande wirtschaftlich ängstlich und vorsichtig, braucht auch sein Geld viel zu nötig in seinen eigenen Geschäften, um sich etwa in Spekulationen einzulassen, wie solche der französische Mittelstand, zur Zeit des Kolonialschwinds von Lam gewagt hat. Die Gefahren der deutschen kolonialen Unternehmungen liegen daher — im Ganzen und Großen — weniger in den Fehlern, welche seitens der Vertreter der kapitalistischen Interessen begangen werden könnten. „Dagegen“, heißt es weiter, „haben die Freunde deutscher Kolonialpolitik und diejenigen, welche es mit derselben ernst nehmen, sich vor Abenteurern zu hüten, welche sich unter der Maske der Begeisterung in die koloniale Bewegung hinein zu drängen bestreben. An verkommenen, verbummelten Elementen, welche ihren Beruf verfehlt haben, haben wir in Deutschland keinen Mangel. Angehörige der nobility wie der gentry, welche Schiffsbruch gelitten haben, und welche in unmotivirtester Weise durch einflußreiche Verbindungen erfolgreich protegirt werden, haben bereits angefangen, das kolonialpolitische Gebiet unsicher zu machen und scheinen es als ihre Domäne reklamiren zu wollen. Daß solche Elemente bald ausgeerntet werden, ist zweifellos, ebenso daß sie junge Unternehmungen auch selbst nach kurzer Thätigkeit in denselben ruiniren, oder doch auf lange Zeit hinaus empfindlich schädigen. Wer mit der kolonialen Bewegung in Deutschland auch nur einigermaßen vertraut ist, der weiß, welche Legion solcher Elemente sich heischig an die koloniale Mahlzeit herangedrängt hat, noch ehe sie gebracht war. Es sind dieselben Elemente, welche vordem sang- und klanglos nach den Vereinigten Staaten verdufteten, um dort nach kurzer Zeit zu Grunde zu gehen, oder nach langer Zeit und nach gründlicher Zerstückung aller Illusionen zu brauchbaren Mitgliedern der Gesellschaft sich wieder emporzuarbeiten. Welche Rolle diese Art „Kolonialer“ in Süd-Amerika spielen, wissen unsere dortigen Freunde leider nur zu genau. Die „Küstenbummler“ sind der Schrecken der dortigen Deutschen, am meisten der dortigen Konsuln. Ergießt sich der Schwarm dieser wanderlustigen Teutonen über unsere Kolonien, dann werden wir wenig Freude an diesen erleben.“ Diese Darstellung erscheint insofern etwas übertrieben, als das Protektionswesen bei uns nicht in höherem Maße florirt, als irgend anderswo. Nach Vorstehendem müßte das aber der Fall sein. Daß sich eine große Anzahl ungeeigneter Elemente herandrängt, ist Thatsache. Die deutsche Art, Kolonialpolitik zu treiben, ist aber wenig geeignet, denselben zu besonderem Einfluß zu verhelfen. Wenn der „Export“ indes auch die Farben, wahrscheinlich durch einen einzelnen besonders eklatanten Fall dazu veranlaßt, etwas stark aufträgt, so schadet das nicht; es mahnt zur Vorsicht. „Export“ fährt fort: „Gott behüte uns also vor unseren „Freunden“, mit unseren Feinden wollen wir fertig werden! Es soll uns gleichgiltig sein, ob die letzteren über kleine Mißgeschickte unserer Kolonialpolitik frohlocken und u. A. das Auffahren oder das Scheitern eines deutschen Schiffes demonstrativer Weise gegen die kolonialpolitische Sache zu verwerthen suchen! Mögen dieselben immerhin Angra Pequena als werthlose Sandbüchse, Kamerun als Todtenkammer der Tropen ausschreien — das Alles wird

keinen tiefgreifenden Einfluß auf die Entwicklung der kolonialen Frage ausüben. Im Gegentheil, es schreckt die Unsicheren, die Halben ab und beseitigt somit eine überflüssigen Ballast. Sicherlich ist Angra Pequena nicht wegen seines Sandreichtums erworben worden, sondern wegen des Hinterlandes, welches in seinen nördlicheren Theilen fruchtbar, im Osten und Süden aber einen Steppencharakter trägt, welcher eine intensive Viehzucht zuläßt. In wie weit diese sowie die Erzlager des Landes werthbar sind, kann erst die gewonnene Untersuchung lehren. Daß Kamerun den Zugang nach einem Hinterlande sichert, dessen Reichthum an Produkten der verschiedensten Art in neuester Zeit wieder durch Flegel nachgewiesen ist, darf immerhin als ein Vortheil betrachtet werden, welcher unserm Handel gewinnreiche Verbindungen nach Zentral-Afrika sichert, die bisher die Franzosen und Engländer von ihren afrikanischen Besitzungen aus als ihr Monopol behandeln konnten. Es wäre völlig illusorisch, vorauszusetzen, daß sich aus diesen und anderen Besitzungen Vortheile ohne vorherige Opfer und Mühen ziehen ließen. Wenn man aber erwägt, welche unsägliche Mühen und Gefahren die Spanier und Portugiesen in der neuen Welt, in Afrika und Ost-Indien ausgestanden, welche unvergleichliche Fähigkeit und Arbeitskraft die angelsächsische Race in Nord-Amerika und Australien, die Holländer in Java, die Franzosen einst in Kanada aufgewandt haben, so wird man die koloniale Arbeit als eine der schwierigsten und riskantesten einerseits, andererseits aber auch, angesichts ihrer Erfolge, als eine der lohnendsten betrachten müssen.“

Politische Tageschau.

Zwischen dem Verein der Berliner Gastwirthe und der neuen „Stehbierhallengesellschaft“ ist ein Kampf entbrannt, der grundsätzlich von hohem Interesse ist, weil von seinem Ausgang für die Beurtheilung der Frage, ob die Vereinigung vieler kleinen wirtschaftlichen Einzelexistenzen dem Großkapital gegenüber Aussicht hat, viel abhängen dürfte. Der Verein der Berliner Gastwirthe ist der Bierhallengesellschaft zunächst so entgegengesetzt, daß er sämtliche Berliner Brauereien, welche jener Gesellschaft Bier liefern sollten, seinerseits mit der Sperre bedroht hat. Die Brauereien haben sich dem gefügt, weshalb die Hallengesellschaft ihre Vorurtheile aus Magdeburg zu beziehen genöthigt ist. Selbige ihr das auf die Dauer, so wäre der Besuch des Gastwirthsvereins als gescheitert anzusehen. Die nächste Aufgabe des Gastwirthsvereins ist also jetzt, auch den Magdeburger Verband der Gastwirthe zur Sperre gegen diejenigen örtlichen Brauer zu veranlassen, welche nach Berlin Bier liefern, ein Verfahren, das im weiteren Verlauf der Dinge in allen Orten Anwendung finden müßte, aus denen die Bierhallengesellschaft noch mit Nutzen beziehen kann. Da es nun wohl überall in Deutschland Gastwirthsverbände giebt, so erscheint der Erfolg in der Theorie nicht ausgeschlossen. Die Brauereien werden sich immer fügen, wenn die Wirthe fest zusammenstehen. Es fragt sich nur, ob dieselben durchweg Einsicht und Korpsgeist genug besitzen, um die Berliner Kollegen auch da nicht im Stiche zu lassen, wo sie ihrerseits noch keinen Wettbewerb kapitalistischer Gesellschaften zu fürchten haben. Hiervon hängt in der That alles ab. Setzt die Bierhallengesellschaft in Berlin ihre Sache durch, so wird sie höchst wahrscheinlich sehr bald auch in anderen großen Städten Zweiggeschäfte eröffnen, und das kann den Wirthen mitunter ans Leben gehen. Und nicht nur diesen allein. Noch so manches andere Gewerbe giebt es, das kapitalistisch mit Nutzen betrieben werden kann. Der Erfolg auf dem einen Gebiete wird auf den andern bald genug zur Nachahmung reizen, und so kann es kommen, daß auch

in Deutschland, wo das bis jetzt noch weniger der Fall ist, als in manchen andern Ländern, besonders England und Nordamerika — der Kapitalismus den Gewerbetrieb zu monopolisiren anfängt. Das Bedenkliche dieses Zustandes scheint stillschweigend selbst von einem Theile der liberalen Presse anerkannt zu werden; wenigstens hat sich dieselbe bis jetzt nicht in den Kampf der Gastwirthe mit der Bierhallengesellschaft gemischt. Nur ein unverfälschtes Judenblatt, das „Kleine Journal“ nimmt unerbittern die Partei der Aktiengesellschaft und donnert gegen den „Terrorismus“ der Wirthe, das der „Gipfel der Intoleranz“ ist und die „Standesehre verlegt“. In Wahrheit handelt es sich um einen Akt wirtschaftlicher Nothwehr, den man den Wirthen nicht verübeln kann. Die Konkurrenz in ihrer modernsten Gestalt ist nichts weiter, als ein erbarmungsloses Ringen um die Möglichkeit des Daseins. Hier grundsätzliche Momente, wie Achtung vor der „Freiheit des Verkehrs“, „Duldsamkeit“ u. s. w., hereinzutragen ist lächerlich. Das Heind ist einem jeden näher als der Rocl. „Es ist der Zeiten Weh und Ach so tausendfach aus diesem Punkte zu erklären.“

Ueber die Einsetzung des deutschen Protektorats über die Marshallinseln bringt der „Hamburger Korrespondent“ eingehendere Mittheilungen. Am 13. Oktober v. J. lief S. M. Kreuzer Nautilus in den Hafen von Jaluit ein und der Kommandant, Korvettenkapitän Rötger, brachte den dortigen Deutschen die lang ersehnte Kunde, daß auch dort der gefesselte Zustand aufhören solle und Deutschland gewillt sei, das Protektorat über die Marshallinseln zu übernehmen. Am 15. Oktober wurde am Bord des Nautilus ein in der Marschallsprache abgefaßter Vertrag mit dem König der Ralikette Rabua verlesen und unterzeichnet und dann Rabua und seinen Häuptlingen Taschuhren und andere Geschenke überreicht. Dann ging es ans Land, wo Kapitän Rötger auf Befehl und in Namen S. M. des Kaisers sämtliche Inseln der Marschallgruppe, die zur Ralikette gehörenden Gruppen der Brown- und Providence-Inseln unbegriffen, als deutsches Schutzgebiet erklärte, vorläufig neuen Landwerb unterwarf und die deutsche Kriegsflagge hissen ließ. In der Zeit vom 14. bis 31. Oktober waren auf allen bedeutenderen Inseln die Reichsflaggen gehißt, und sämtliche Häuptlinge, 19 an der Zahl, waren dem Vertrage beigetreten.

Herrn von Freycinet hat die Bildung des neuen französischen Kabinetts besonders Mühe verursacht, wie das ja auch nicht anders zu erwarten war. Erst heute wird der neue Premier in der Lage sein, dem Präsidenten die Ministerliste vorzulegen, deren amtliche Veröffentlichung morgen erwartet wird.

Das englische Parlament tritt am 12. d. Mts. zur Wahl des Sprechers (Präsidenten) und zur Vereidigung der Mitglieder zusammen. Die Verlesung der Thronrede erfolgt am 21. Januar. Bald darauf wird es sich entscheiden, welcher Richtung das Staatsruder zufallen soll.

Nach der ministeriellen „Gaceta universal“ in Madrid ist auch die englisch-spanische Karolinenfrage jetzt entschieden. England wird auf den Inseln im Wesentlichen die gleichen Rechte und Vergünstigungen erhalten, wie Deutschland. Es bedarf nur noch der Regelung einiger Abweichungen des englisch-spanischen Uebereinkommens von dem deutsch-spanischen Protokoll, die aber keine Schwierigkeiten mehr verursachen können.

Die Engländer haben in Birma keinen leichten Stand. Das Land wird von Freiweilenschaaren durchzogen, denen immer neue Verstärkungen zugeführt werden und welche die Bevölkerung beständig aufreizen. Der Vizekönig von Indien meldet, daß die Dacoits 24 Meilen vor Mandala drei Europäer ermordeten.

Die Stiesmutter.

Von A. d. Söndermann.

(Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

„Vergeben Sie mir, Freund, wenn ich Ihrem direkten Verlangen, Clairamboud's wohlgelungenes Attentat gegen Ihre Ruhe nicht mehr zu erwähnen, nicht entspreche. Er hat sich selbst gerühmt, aus eigenem, in dem Hass gegen Ihre Gattin beruhenden Antriebe den Schurkenstreich eingeleitet und durchgeführt zu haben, und in seiner beispiellosen Nichtswürdigkeit nachher das Bedauern ausgesprochen, daß die unglückliche Frau spurlos verschwunden sei. Die Freude an dem Gelingen seines Planes sei ihm dadurch halb verloren.“

„Halten Sie ein,“ rief Herr von Stark überlaut, und St. Julien fuhr, als er einen Blick auf seinen Begleiter richtete, erschrocken zurück.

Der große, starke Mann wankte; sein Auge schien allen Glanz verloren zu haben, und in seinen Zügen prägte sich ein so ungeheurer Schmerz aus, daß St. Julien sofort einsah, er habe mit seiner offenen rückwärtslos Entthüllung eine nur vernarbte, tiefe Wunde aufgerissen.

Er wollte einige Worte der Befestigung sprechen; Herr von Stark fiel ihm jedoch hastig ins Wort:

„Ich bitte Sie, mich in das Hotel begleiten zu wollen. Clairamboud und Berger werden dorthin kommen, um zu versuchen, ob ihr Einfluß auf mich sich noch einmal heben läßt. Nach Ihren Andeutungen, die mich tiefer berühren, als Sie vielleicht ahnen, will und muß ich nun Klarheit über das Treiben dieser Burschen, soweit ich in Mitleidenschaft gezogen worden, gewinnen, und Sie werden mir gewiß behilflich sein zur Erreichung dieses Zieles.“

„Recht gern bin ich hierzu bereit,“ erwiderte St. Julien rasch, „doch glaube ich, daß Sie die beiden Menschen, wenn über-

haupt, dann nur sehr schwer zu dem gewünschten Geständniß bewegen werden. Ich als nicht direkt Theilhaber dürfte hierzu eher geneigt sein, und ich schlage Ihnen deshalb vor, Sie lassen mich die Beiden empfangen und treten so lange in das Nebenzimmer, bis ich Ihrer bedarf und Sie ersuche, ihnen gegenüber zu treten.“

„Aus welchem Grunde glauben Sie mehr auszurichten als ich?“

„Ich habe Ihnen noch garnicht mitgetheilt, daß ich mit Clairamboud gestern bereits eine Begegnung hatte. Er war so dreist, mich in lordialer Weise zu begrüßen, und als ich seinen Versuch der Annäherung in Rücksicht speziell auf sein Verhalten Ihnen gegenüber zurückwies, wagte er mir höhnisch zu entgegnen, er habe Beweise dafür in Händen, daß —“

„Fahren Sie fort!“ rief Herr von Stark ungeduldig, als St. Julien verlegen schwieg. „Ich ahne, was er gesagt haben mag!“

„Daß Sie seinem Treiben nicht fern gestanden haben. Ich forderte ihn auf, seine Behauptung zu begründen und durfte dies um so beruhigter thun, als ich ja in Barlebec bereits erfahren hatte, daß Sie lediglich der Betrogene, die Beiden aber schlau genug gewesen waren, Sie abthätlich in ihr Gewerbe zu verwickeln, um Sie dafür sicherer festhalten zu können. Clairamboud kam nun, wie erwartet, nicht nur meiner Aufforderung nicht nach, sondern er machte auch noch verletzende Bemerkungen, durch welche ich derart gereizt wurde, daß ich ihn den Lohn für seine Frechheit mit der Reitgerte auszählte. Sie haben soeben gesehen, wie schnell er in einem Seitenwege verschwand, als er mich herankommen sah. Er weicht mir aus; er fürchtet sich und wird, wie ich den Feigling kenne, durch mich ohne besondere Mühe zu bewegen sein, das zu gestehen, was Sie wissen wollen. Vor einigen Stunden ist übrigens einer der erbittertesten Feinde Clairambouds, der Oberst Bertrand hier angekommen.“

Der Oberst ist vor einigen Monaten durch den Hochstapler

in frechster Weise betrogen worden und will ihm bei der nächsten Begegnung die verdiente Strafe zu Theil werden lassen. Der Oberst wird seiner Härte wegen theils gemieden, theils gefürchtet, und Clairamboud hat in der That begründete Ursache, ihm auszuweichen. Sollte er sich nun wider Erwarten weigern, meinem Verlangen zu entsprechen, dann wird der Hinweis auf den leicht herbeizurufenden Oberst genügen, ihn gefügiger zu machen. Mit Berger werde ich ohne Zweifel schneller fertig werden.“

Herr von Stark zögerte mit der Antwort. Er verhüllte sich nicht, daß St. Julien die Beiden eher zum Geständniß zu bewegen vermöge, als er, andererseits wollte er aber auch jede Gelegenheit vermeiden, dem hilfsbereiten Freunde Einblick in die sich in den Händen Clairambouds befindlichen Papiere gewinnen zu lassen.

Er befand sich in einer recht peinlichen Verlegenheit. St. Julien, welchem dieses Zögern auffiel, blickte mehrmals forschend, erstaunt fragend auf seinen Begleiter.

Er ahnte, daß der Chevalier ihm etwas zu verbergen suche und sich doch nicht so reinen Gewissens fühlen möge, wie er seither geglaubt. Deshalb erwähnte er seinen Vorschlag nicht weiter, sondern fragte, als sie am Hotel angekommen waren, in gleichgültigem Tone:

„Ist Ihnen die Zeit bekannt, zu welcher Sie den Besuch der Beiden zu erwarten haben?“

„Nein, jedoch — was giebt es?“ wandte Herr von Stark sich an den rasch sich nähernden Portier.

„Vor etwa einer halben Stunde kamen zwei fremde Herren zu mir, von denen der Eine mich beauftragte, Ihnen zu melden, daß er morgen erst im Stande sein werde, zu der verabredeten Rücksprache sich bei Ihnen einzufinden. Der Andere dagegen wartet im Saale und läßt sie bitten, dort einen Augenblick einzutreten.“

(Fortsetzung folgt.)

